40. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Mit den Schlußworten des Vaterunser beschließen wir unsere Auslegung des Katechismus, die uns durch das mit dieser Woche zu Ende gehende Kirchenjahr — das letzte von zweitausend Jahren, die unter dem Zeichen des Christentums standen — geführt hat. Das Erste, worüber wir vor einem Jahr nachgedacht haben, war das Bekenntnis „Ich glaube“ — da ist der Blick auf uns selber gerichtet gewesen, auf jeden persönlich. Der letzte Blick richtet sich jetzt noch einmal auf Gott, auf das, was von Ewigkeit und in Ewigkeit vor und über uns ist. Wir weiten unser Herz hin auf den letzten Halt und die letzte Gewißheit, auf das, was schon war, bevor es uns gab, und was noch sein wird, wenn wir einmal am Ende unseres Weges angelangt sind.

Und richten sich alle Bitten des Vaterunser auf etwas, mit dem es ein Problem in dieser Welt ist — dieser Schluß spricht von einer unbedingten Gewißheit. Mit ihm kommt noch einmal — wie mit der Anrede bereits — bei unserem Beten Gewißheit und Ruhe und Frieden in unsere Herzen. In welcher Situation wir uns auch immer befinden, wie verworren und aussichtslos alles zu sein scheint: Es gibt ein Reich, eine Welt, welche Bestand hat und zuletzt auch als einzige übrig bleiben wird und sich über alles erheben.

Heute ist „Ewigkeitssonntag“, in der Vergangenheit oft auch als „Totensonntag“ bezeichnet, weil wir an diesem Tag an unsere Verstorbenen denken (als ein solcher Gedenktag, ein protestantisches „Allerseelen“, wurde dieser Sonntag im Jahr 1816 von Friedrich Wilhelm III. verordnet). Und wie von selbst wird sich für uns natürlich auch beides verbinden; denn wenn wir an die Ewigkeit denken, denken wir auch an Sterben und Trennung. Und denken wir an Sterben und Trennung, so denken wir auch an die, welche schon vor uns den Weg alles Irdischen gingen.

Wie verhält sich aber eigentlich das, was wir das Ewige nennen, gegenüber der Zeit? Ist es lediglich eine unverhoffte Verlängerung dieses unseres irdischen Daseins? Ist die Ewigkeit die niemals aufhörende Zeit? Oder unterscheidet sich die Ewigkeit sozus. vor allem von innen her von der Zeit? Ist sie einfach nur das „Danach“? Oder ist sie das, was gegenüber dem gewöhnlichen Zeitlichen die unendlich größere Substanz oder Tiefe besitzt?

Auf jeden Fall werden wir doch die Ewigkeit als etwas Schergewichtiges denken — „O Ewigkeit, du Donnerwort, o Schwert, daß durch die Seele bohrt, o Anfang ohne Ende. O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende.“ Aber diese Schergewichtigkeit ist zugleich auch Leichtigkeit und Erlösung — „O Ewigkeit, du Freudenwort, das mich erquicket fort und fort, o Anfang ohne Ende. O Ewigkeit, Freud ohne Leid, ich weiß vor Herzens frohlichkeit gar nichts mehr vom Elende.“ — „Gedenk ich dein, o Ewigkeit, wie klein ist dann die Müß der Zeit!“

Uns Menschen, so scheint es, ist heute im allgemeinen und im Unterschied zu anderen Generationen der Sinn für die Ewigkeit abhanden gekommen. Wir sind verstrickt in unsere gegenwärtigen Freuden und Sorgen. Und ist uns tatsächlich die Ewigkeit abhanden gekommen — so hat es einmal Friedrich Nietzsche beschrieben — so ist uns ja zugleich auch der Unterschied zwischen der Zeit und der Ewigkeit abhanden gekommen, und es gilt nun: alles an Erfüllung, das wir sonst immer noch der Ewigkeit zuweisen konnten, muß sich für uns in der Zeit schon ereignen. Die Zeit ist nun nicht nur sie selber, sondern sie hat auch die ganze Last der Ewigkeit mit aufgebürdet bekommen. Ein Mensch etwa hat Talent zu irgendeiner Art Wissenschaft oder Kunst, aber er ist nun in Beruf und Familie gebunden. Vielleicht ließ er sich in den falschen Beruf drängen. Vielleicht hat er erst spät seine Begabung entdeckt. Aber jetzt ist es zu spät. Das, was er will und gekonnt hätte, kann nun bestenfalls noch eine Liebhaberei für ihn sein! Er kann das nicht mehr leisten und geben, wozu er eigentlich das Zeug gehabt hätte. Fällt nun der Unterschied zwischen der Zeit und der Ewigkeit hin, so muß ihm sein Dasein nicht nur als sinnlos erscheinen, sondern es muß ihm das beständige Mahnmal einer eifürallemal verpaßten Gelegenheit sein. Was zählt es dann noch, in diesem beschränkten Bereich der Liebhaberei sein Talent zur Entfaltung zu bringen! Es mag darin eine gewisse Beschwichtigung

liegen, aber kein wirklicher Ersatz und kein Trost. Allein wenn ihn eine Ewigkeit birgt, wenn es noch eine unendliche Zeit, einen unendlichen Raum gibt, sich erfüllt zu entfalten, ja ein noch ganz anderes erfülltes Leben zu führen, als Wissenschaft und Kunst es jemals geboten nur hätten (ich bin überzeugt, das selbst die größten Kunstwerke der irdischen Zeit vor dem Atem der Ewigkeit in das Wesenlose versinken) — ist die Seele nicht wirklich verloren, kann der Mensch es ertragen, das gegenwärtige Leben in all seiner Beschränkung zu führen. Ja, die Ewigkeit kann sogar dieser Beschränkung einen Sinn wieder verleihen, indem sie uns Frieden in dem Gedanken vermittelt, daß ohnehin immer nur das Fragmentarische der Wahrheit gemäß ist.

Oder wenn Eheleute sich trennen: tun sie es oftmals nicht deshalb, weil sie in dieser zeitlichen Gemeinschaft das Glück der Ewigkeit suchten und es — selbstverständlich — nicht fanden; aber sie sind tragischerweise nun noch immer der Meinung, es in einer — nun eben anderen zeitlichen Gemeinschaft suchen zu sollen und finden zu können! Ja, wenn es keine Ewigkeit gibt, dann sind sie geradezu vom Schicksal verurteilt, ihr vermeintliches Glück in der Zeit noch zu finden. — Wie anders würde es sein, wenn über ihnen jenes Wort Jesu noch Leuchtkraft besäße: „Im Himmel freien sie weder noch lassen sich freien, sondern sie werden — geschlechtslos — sein wie die Engel.“ Jesus hätte auch sagen können: sie werden sein wie die Kinder — oder auch wie die Greise, welchen bei den eine große Quelle der Unruhe nicht in Sichtweite ist, damit sie sich in der Nähe einer viel köstlicheren Quelle, der Quelle nämlich der ursprünglichen paradiesischen Schöpfung, des noch diesseits des Geschlechtlichen liegenden menschlichen Adels befinden — oder einmal mit Mörikes Versen beschrieben:

„Du bist Orplid, mein Land!
 Das ferne leuchtet;
 Vom Meere dampfet dein besonnener Strand
 Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
 Uralte Wasser steigen
 Verjüngt um deine Hüften, Kind!
 Vor deiner Gottheit beugen
 Sich Könige, die deine Wärter sind.“

— Was für eine Unruhe, was für ein Unfrieden kommt in das Leben der Menschen, wenn alle sich nur als Verurteilte fühlen, in dieser irdischen Zeit ihr Glück machen zu müssen! In der Wirklichkeit wird es dabei in kürzester Zeit immer zu einem umfassenden Unglück und Selbstbetrug kommen. Da wir nämlich ohne die wirkliche Ewigkeit das wirkliche Glück niemals finden, werden wir uns mit jeder Art von Ersatzglück abzugeben beginnen, und es wird dann einzig und allein die Unruhe in uns unsere — nun allerdings schlechte — Ewigkeit sein.

So paradox es auch scheint: mit dem Verschwinden der Ewigkeit aus dem Bewußtsein der Menschen ist zugleich auch das wirkliche zeitliche Leben verschwunden. Die Zeit sollte uns eine glückliche, aber sie kann uns nun lediglich eine unglückliche Ewigkeit sein. Der Mensch sollte ein glücklicher, aber er kann jetzt nur noch ein unglücklicher Gott sein.

„Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“ — dies ist deshalb ein so tröstliches und friedenschaffendes Wort, weil es den Unterschied wieder aufrichtet zwischen Gott und uns Menschen, der Ewigkeit und der Zeit. Es entkrampft uns und entlastet von diesem Verhängnis, die Erfüllung unseres Lebens unter allen Umständen in dieser befristeten Zeit gewinnen zu müssen. Wir dürfen uns sagen: Mit unserem Leben und mit unserem Sterben sind wir in den Händen Gottes geborgen — wir haben in Wahrheit eine unendliche Freiheit zum Leben, wir haben eine unendliche Kraft, auch Fehlschläge und Mißerfolge hinnehmen zu können. Wir haben sogar die Kraft, ein Dasein zu überdauern, das uns vielleicht insgesamt als ein einziges Elend erscheint. Oder mit dem Märchen zu reden: Selbst wenn wir in der Fremde und mit schmutzigen Gewändern umheritreten müssen, so sind und bleiben wir trotzdem die Kinder des Königs. Und wenn

nicht in diesem Leben, so werden wir das in einem anderen auch nach a u ß e n hin sein, als das wir uns jetzt bereits i n n e r l i c h wissen (und vielleicht doch mitunter auch fühlen).

„Das ist gewißlich wahr.“ — Nichts ist bekanntlich so sicher wie das Amen in der Kirche. Und mit dem „Amen“ will ich auch schließen. Ich denke, daß niemand so sehr etwas von der Ausgesetztheit in dieser Welt weiß wie der, welcher glaubt. Niemand steht so im Offenen und niemand auch gelegentlich dermaßen „im Regen“. Wer da glaubt, der hat alles auf eine gänzlich unsichere Karte gesetzt. Er hat nirgendwo in der Welt einen Halt. Alle, die ihn da auslachen — oder auch nur noch müde belächeln — haben unter der Perspektive der Welt vollkommen recht: Es ist unsinnig, zu glauben statt sich an „Erfahrungen und Fakten“ zu halten. Es ist unsinnig, ins Unsichtbare zu leben statt sich an das Sichtbare und Handfeste zu halten. Es ist unsinnig, auf eine ferne Zukunft zu hoffen statt das Glück des Augenblicks zu genießen. Der Glaube hat dem Sichtbaren und dem „Sicheren“ schlechterdings nichts entgegenzusetzen als die Gewißheit, das Ja und Amen seines innersten Herzens.

Aber dies setzt er dem allerdings auch entgegen, und genau dies zeichnet ihn aus, daß er ein Menschentum aus der tiefsten Mitte heraus darstellt — ein Menschentum, das allein so auch dem höchsten Gottestum Gottes entspricht. Von daher aber noch einmal zu sagen: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“, das heißt gleichzeitig zu sagen: Es kann mir gleichgültig sein, wie die Gegenwart und die Welt ist. Sie kann zu meiner inneren Gewißheit weder etwas dazutun noch von ihr etwas rauben. Und so soll es auch bleiben.

20. November 1994/ 26. November 2000